



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Brüggen, Ernst von der: Wohin gehen wir? 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Wohin gehen wir?

Von Ernst von der Brüggen

1



Seit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. kommt unser öffentliches Leben aus dem Wogenbrang immer neuer, weittragender Aufgaben nicht mehr heraus. Kaum ist eine Wolke an dem Himmel des Ruhe pflegenden Staatsbürgers vorübergezogen, so ballt sich am Horizont etwas neues zusammen, das ihn nötigt, munter zu werden und sich eine Meinung zu bilden, sei es über die Sozialdemokratie im allgemeinen oder über die rechtlichen Grenzen des Streiks insbesondere, sei es über Getreidezölle oder über Flottenbau. Und im ganzen mag die Wirkung dieser etwas stürmischen Thätigkeit unsrer Reichsregierung auf unser ethisch-nationales Volksleben die sein, daß wir verhindert werden, uns zu behaglich in der frühern Weise den persönlichen oder lokalen Interessen zu überlassen, und daß sich die Arbeitskraft und das nationale Gemeingefühl stärken an den großen nationalen Aufgaben, die uns zugewiesen werden. Wenn nur der blinde Subjektivismus der Parteien nicht wäre. Wem aber die Fülle der an uns herantretenden tief einschneidenden Fragen des praktischen Staatslebens gar zu groß erscheint, der soll nur das Tempo beobachten, worin sich das Volk selbst auf dem Wege seiner materiellen wie immateriellen Entwicklung vorwärts bewegt. Er wird bald einsehen, daß wenn ein Junge so erstaunlich hurtig in die Höhe schießt, wie wir heute, nur ein schlechter oder armer Vater versäumen darf, die Hofe recht oft ändern zu lassen, auch wenn die Schneiderrechnung gelegentlich etwas lang wird.

Daß der deutsche Junge wächst, überraschend schnell wächst, bemerken wir und bemerken die andern auch. Er ist in die Jahre gekommen, wo man fragt, welchen Beruf er ergreifen werde, oder er ist richtiger schon so weit gefestigt, daß man an seinem Beruf nicht mehr zweifeln kann. Noch vor zwanzig,

dreißig Jahren war es der landwirtschaftliche, den ihm die meisten zuwiesen; heute giebt es wohl noch viele, die mit Bedauern sehen, daß er diesen Beruf aufgegeben hat, aber wohl nur wenige, die ernstlich hoffen, ihn einmal wieder auf den alten Weg zurück zu bringen. Die vom Ackerbau lebende Menge ist längst an Zahl von der städtischen Bevölkerung überholt worden; wohin man sieht, schwillt die Industrie an und verschattet die Interessen des Landmanns; trotz der schnell sich mehrenden Volkszahl gebricht es an Händen. Von Rußland allein sollen nach russischen Angaben im Jahre 1899 nach Deutschland 80000 Menschen auf Arbeit gekommen sein, und die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten ist von 200000 auf 20000 im Jahre gesunken, und trotz alledem könnten wir noch mehr Hände brauchen. Der Wohlstand wächst schnell, die Finanzen sind blühend, die größere Masse des Volkes ist mit der materiellen Lage zufrieden. Diese Umstände bieten eine Gewähr dafür, daß wir in der Politik und in der Volkswirtschaft im ganzen auf dem rechten Wege sind, und daß es unmöglich ist, diesen Weg zu verlassen ohne große Erschütterungen im gesamten Volksorganismus. Wir sind zum Industriebolk geworden.

Es ist eine sehr verbreitete Meinung, daß wir nun auf dem zu Größe und Glanz, auch zu Glück und Zufriedenheit führenden Wege sind. Wir haben aus England die Lehren einer liberalen Staatskunst geholt und sind eifrig dabei, von ihnen auch die Kunst zu lernen, wie man reich wird. Mit Staunen und Neid haben wir seit lange die Anhäufung von Reichtum beobachtet, die seit den napoleonischen Kriegen der englische Handel und die englische Industrie zu wege brachten. Liberalismus, moderner Geist, Thatkraft und Intelligenz schienen dem Volke vorbehalten zu sein, das sich mit allen den neuesten Werkzeugen der Technik ausgerüstet, in den die Welt umspannenden Wettbewerb der Produktion stürzen und darin feste Stellung erringen würde. Der Fortschritt des Menschengeschlechts, das war in der innersten Meinung der meisten der englische Fortschritt, der Gelderwerb; und an der Spitze der Kulturvölker schritt und schreitet das englische Volk. Seit wir merken, daß wir auf dem Felde des Erwerbs nicht verdammt sind, ewig nur billig und schlecht zu arbeiten, daß wir vielmehr trotz Franzosen und Engländern auch etwas leisten und uns draußen sehen lassen können, haben wir viele Mitbewerber hinter uns gelassen und sehen erfreut, wie der Vorsprung Englands immer kleiner und kleiner wird. Aber lassen wir uns nicht zu sehr durch diese Erfolge blenden. So berechtigt die Befriedigung ist, mit der wir rund umher den Wohlstand wachsen, die Städte sich dehnen und verschönen sehen, mit so viel Stolz wir die Rechnungen von Gelehrten und Regierungen über die Früchte unsrer Arbeit lesen, so sollten wir nicht vergessen, daß der materielle Erwerb nur einen Teil der Volksbedürfnisse befriedigen kann. Wie beim Individuum so beim Volk können überwiegend materielle Neigungen, überwiegend dem materiellen Erwerb gewidmete Arbeit den Volkscharakter ungünstig beeinflussen. Und wenn es richtig ist, daß der heutige englische Volkscharakter wesentlich durch den kommerziellen Geist, der sich dieses Volks bemächtigt hat, geformt

worden ist, so ist es für uns vielleicht von Nutzen, diesen Charakter zu beobachten, um aus ihm Schlüsse auf unsere eigne Entwicklung zu ziehen.

Überall und immer hat der Erfolg das erste Wort in den Beziehungen der Menschen zu einander. Der Wilde betet ihn an, und der Kulturmensch beugt sich vor ihm leichter als vor irgend einer andern, einer sittlichen Macht. Ganz besonders der Engländer, wenn wir die Völker miteinander vergleichen. Beobachten wir aber die einzelnen Gruppen innerhalb der Völker, die Arten des Berufs, und fragen, in welchem Beruf der Erfolg am reinsten verehrt wird, so werden wir in erster Reihe an den Kaufmann denken, ob er nun mit Geld an der Börse oder mit Waren handelt. Man sieht es dem einzelnen Engländer an, daß er in einer Handelsgesellschaft aufgewachsen ist, und man spürt den kommerziellen Geist ebenso in dem öffentlichen Leben, wie in der Politik Englands.

Alles beim Engländer zeigt überlegte Zweckmäßigkeit, geschlossene, einseitige Kraft, nüchternen Willen. Das sind Eigenschaften, die einen tüchtigen Geschäftsmann machen. Es sind vielleicht auch die Eigenschaften, die in der angelsächsischen Rasse selbst liegen, und die von der Natur des Landes besonders begünstigt werden. Steffen\*) zeigt in seiner unübertrefflichen Zeichnung des englischen Charakters, daß dieser wesentlich von dem Klima des Landes geformt worden ist, das zu angestrengter Arbeit treibt. Aber der Angelsachse hat in Amerika einen andern Himmel gefunden, seit Generationen lebt er unter ganz kontinentalem Klima und ist in seinem Grundcharakter doch derselbe geblieben wie in England. Wenn es erlaubt wäre, einem Meisterwerke wie dem von Steffen einen geringen Pinselstrich hinzuzufügen, so würde ich darauf hinweisen, einmal daß die Masse der Nordamerikaner schon mit dem englischen Charakter und zu dem hauptsächlich industriell-kommerziellen Beruf hinüberkam, dem sie schon in England oblag, und ferner, daß die geographische Lage beider Länder eine parallele Entwicklung im Charakter beider Völker beförderte. Der insularen Lage Großbritanniens und der in nationalem Verstande ebenso abgeschlossenen, von keinem gleichwertigen fremden Stamm als Nachbarn beeinflussten Lage Nordamerikas dürfte ein Anteil an der Charakterbildung der Angelsachsen beider Länder beizumessen sein, die sich unter ähnlichen Verhältnissen in Australien ohne Zweifel ähnlich erweisen wird. Nicht nur die Vereinigten Staaten und England, sondern ebenso Australien duldet, soweit irgend thunlich, keine fremde Nachbarschaft: die insulare Lage Englands wiederholt sich in Amerika wie in Australien; sie äußert sich in dem gewaltsamen Streben, Herr der Küste nach allen Seiten hin, oder doch wenigstens, wie jetzt in Afrika, die paramount power zu sein. Das „athletische Temperament“ der Engländer, wie Steffen es bezeichnet, hätte sich schwerlich entwickelt, wenn diese Angelsachsen in ihrer alten deutschen Heimat zwischen andern Völkern

\*) Steffen, England als Weltmacht und Kulturstaat, deutsch von Meyher. Stuttgart, Hobbings und Büchle, 1899.

geblieben wären, die auf den englischen Eigenwillen ebenso säntigend gewirkt hätten, wie die Püffe von zwanzig Jungen in einer öffentlichen Schule auf den Eigenwillen des Einzelnen wirken. Dazu kam das wunderbare Wachstum der Kraft und der äußern Bedeutung Englands von der Zeit her, wo es nach der Besiegung der spanischen Seemacht und dann Hollands zur ersten Seemacht der Welt aufstieg. Die herrische Art des Engländer's wurzelt zum großen Teil in dem Bewußtsein, der Herr des Meeres zu sein, zu dem ihm eine durch drei Jahrhunderte planvoll fortgesetzte Politik das volle Recht verschafft hat. Voll ausgebildet hat sich dieses herrische Wesen besonders in dem eben abgelaufenen Jahrhundert, seit England seinen heutigen Kolonialbesitz in der Hauptsache eingeheimst und alle andern Seemächte allmählich und nacheinander um ihre Flotten gebracht hatte. Seitdem ist für England das Rule, Britannia, ebenso zur Staatsmaxime geworden wie die Idee Monroes für die Vereinigten Staaten: dort die Oberherrschaft zur See, hier die Oberherrschaft auf dem amerikanischen Kontinent. Und diese Maxime der Herrstellung ist beiden Völkern so sehr ins Blut übergegangen, daß sie sich in dem Typus des Individuums kenntlich macht.

In derselben Zeit, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, hat England die wirtschaftliche Umwälzung durchgemacht, aus der das Land als die größte industrielle Werkstätte und der Engländer als der größte Händler der Welt hervorgingen. Jeder Beruf übt auf den Charakter des Menschen einen umgestaltenden Einfluß in dem Maße aus, womit er dessen geistiges und leibliches Handeln bestimmt. Bei zivilisierten Völkern ist Geldgewinn mit jeglichem Beruf verbunden, jedoch in sehr verschiedenem Maße ist Geldgewinn sein Zweck. Es giebt Berufe, die den Geldgewinn als nebensächlich, andre, die ihn als vorwiegenden Zweck der Arbeit zeigen. Von allen Revolutionen, die ein Volk durchmachen kann, ist keine gewaltiger als der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Und mit so tiefer Verachtung unsre heutige Nationalökonomie auch auf die Naturalwirtschaft als eine rohe und unzivilisierte Form des wirtschaftlichen Lebens herabsieht, so wird man, wenn man sich nicht vom äußern Schein blenden läßt, anerkennen müssen, daß keine Revolution für das Glück des Einzelnen, das in Zufriedenheit besteht, unheilvoller ist, als diese wirtschaftliche. Es kommt nur darauf an, welchen Nutzen man von der fortschreitenden Kultur erwartet, ob den, die Zufriedenheit der Einzelnen und der Menge zu fördern, zu sichern, oder den, zu immer feinern, komplizierteren, über die Natur sich höher erhebenden Formen des Lebens zu gelangen. Die Rousseau, Tolstoi und ähnliche Denker haben im Grunde nichts andres gethan, als gegen diese Revolution zu protestieren, als die Rückkehr von der Geldwirtschaft zur Naturalwirtschaft zu fordern, und alle Poeten, die die auri sacra fames beklagten, bis herab auf Wilhelm Jordan haben weniger die Habsucht verdammt, als das Gold für das Verderben bringende Element erklärt, das alle bösen Begierden weckt und alle Zufriedenheit zerstört. Und ist es nicht ein Dogma unsrer heutigen Volkswirtschaftslehre, daß die fehlende Mutter Erde, der Mangel

an nährendem Boden, die „Landenge“ die segensreich treibende Kraft sei, die den Menschen zu industriellem Fortschritt, städtischem Wesen, zur Lohnarbeit führe? Was aber heißt das anders, als daß die sogenannte höhere Kultur, in der das Geld regiert, da anfängt, wo die Zufriedenheit aufhört, und da endigen würde, wo die Unzufriedenheit endigte? Ist dieses Dogma nicht von demselben Geiste, der den Neger zwingt, Kleider zu tragen, deren er nicht bedarf, nur damit er arbeiten müsse, um sie bezahlen zu können, und unglücklich werde, um die weißen Träger der Kultur zu bereichern? Die Naturalwirtschaft ist die einzig gesunde Form des Erwerbs, die Form, die den Menschen mit der Natur in Verbindung erhält, ihn harmonisch entwickelt, die den Kapitalismus in Schranken hält, den Menschen nicht einseitig spezialisiert, ihn nicht dem seelenlosen, herzlosen Mammon unterjocht. Aber die Kultur hat leider nicht das Glück des Einzelnen zum Richtung weisenden Polarstern, sondern einen geheimnisvollen Lenker, dem wir folgen müssen, ob wir wollen oder nicht. Und dieser Lenker hat noch alle Völker in ihrer Entwicklung zu Kulturvölkern einmal von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft hinübergedrängt. Wir konnten dem nicht entgehn, und einmal beim Gelde angelangt, kommen wir bald auch zum Papiergelde und zum Kapitalismus und müssen uns nun damit zurechtfinden, so gut wir können. Je unmittelbarer auf der Stufenleiter des Erwerbslebens der Mensch mit dem Gelde als Lohn der Arbeit in Verbindung gesetzt wird, je weniger er in seinem Beruf mit etwas anderm als nur dem Gelde zu thun hat, um so geringer wird der sittliche Inhalt seiner Arbeit sein. Das Geld ist gewissermaßen nur eine Abstraktion, ein idealer Wert, und je ausschließlicher man sich mit ihm beschäftigt, um so weiter entfernt man sich von den realen Dingen und Vorgängen, die ihren Zweck in sich selbst haben und hiervon ihre sittliche Berechtigung und ihren Wert herleiten. Die Anfertigung eines Stiefels ist moralisch wertvoller als die geistvollste Spekulation an der Börse, denn der Stiefel kann gut oder schlecht, schön oder häßlich gemacht, das Gefühl der Pflicht, der Ehre, der Schönheit kann in dem Schuster geweckt, genährt werden durch seine Arbeit: der Börsenmann rechnet mit finanziellen oder politischen Abstraktionen, oder mit menschlichen Schwächen, was vielleicht seinem Scharfsinn, aber keiner edlern sittlichen Kraft in ihm zu gute kommen mag. Im allgemeinen wird der sittliche Wert des vorwiegend auf Erwerb gerichteten Berufs um so mehr sinken, je näher dieser den Menschen dem reinen Geldgeschäft bringt, und um so mehr steigen, je näher der Mensch durch seine Arbeit dem Menschen und der Natur tritt. Es bedarf für den Landmann oder den Dorfhandwerker eines geringern Maßes angeborener sittlicher Kraft als für den städtischen Fabrikarbeiter oder den Börsenmann, daß er in dem Daseinstampf keine moralische Einbuße erleidet, nicht weil jene weniger der Versuchung ausgesetzt sind, sondern weil ihre Arbeit sie andauernd in sittlichem Zusammenhang mit bestimmten, nahestehenden Personen, Tieren, Pflanzen, ja unorganischen Dingen hält, in Beziehungen, die den andern meist abgehn. Denn der Fabrikarbeiter kann in keinen sittlichen Beziehungen zu

einem Herrn stehn, den er kaum jemals zu Gesicht bekommt, und ebenso wenig zu der Maschine oder dem Nagel, den herzustellen ihm die Maschine, ja man könnte sagen, er der Maschine hilft.

Am höchsten auf der Stufenleiter der Abstraktion von der realen schaffenden Arbeitswelt und am niedrigsten auf der Stufenleiter der sittlich erziehenden Berufe steht das reine Geldgeschäft, die Börse. Hier ist Natur, Mensch, selbst die materielle Arbeit beseitigt, kurz das, was die Welt des Menschlich-Sittlichen im Erwerbsleben in sich schließt, und man hat die Abstraktion der Zahl und des Geldes neben den Abstraktionen der Finanz und der Politik und Industrie vor sich — Gebiete der praktischen Intelligenz, die an sich keinen sittlichen Boden darstellen. Dem Börsenmann erwächst aus seiner Arbeit keine schöpferische Befriedigung, wie sie die Arbeit dem geringsten Handwerker gewährt. Die Arbeit des Geldwechslers, des Börsenmannes schafft nicht, sondern verschafft; sie sucht nach einem Anteil an dem Gewinn der Arbeit anderer, und sie leistet nur dies, denn sie bringt unmittelbar keine neuen Werte hervor. So notwendig die Börse, die Großindustrie im heutigen Wirtschaftsleben sind, so beweist ihre Nützlichkeit noch keineswegs ihren sittlichen Nutzen. Solange die Welt steht, hat man die Goldesbegierde immer als eine unheimliche, dämonische Macht angesehen, die dem sittlichen Charakter des Menschen gefährlich sei, hat man von dem Fluch des Goldes geredet. Der Fluch wird gesühnt durch die Arbeit, die ihres Lohnes wert ist. Je geringer diese schaffende Arbeit ist, je unmittelbarer das Geld sowohl Zweck als auch Werkzeug der Arbeit ist, um so mehr verliert sie ihre sühnende Kraft. Das Menschliche, Persönliche tritt zurück, die tote Zahl verdeckt alles. Dem Egoismus, der Habgucht, der Grausamkeit stellt sich nichts in den Weg, denn man kennt ihre Opfer nicht. Der Gewinn, der Erfolg heiligt alles. Daher verwaltet keine Regierung so hart als Kompagnien oder Aktiengesellschaften. Der Aktionär einer Chartered Company erscheint in der Generalversammlung mit dem einzigen Ziel, seine Dividende zu steigern, und ist sehr gleichgiltig gegen Tausende, die verhungern um dieses Ziels willen. Der Aktionär übt die Gewalt eines Beamten aus ohne dessen Verantwortung oder mit sehr geringer Verantwortung. Es giebt unter den Herren der Börse vielleicht ebenso viele sittlich hochstehende Leute als in andern Berufen, wenn man die zählt, die durch eigne Arbeit oder als Erben eines angesehenen Börsenhauses in gesicherter Höhe stehn. Aber ich glaube nicht, daß irgend ein anderer Beruf gleich große Anforderungen an die sittlichen Kräfte dessen stellt, der sich ihm widmet; nur Männer von besonders festem Charakter werden sich sittlich ungeschädigt an der Börse ein Vermögen erwerben oder lange das Börsenspiel zu ihrer Beschäftigung machen können. Es ist verhängnisvoll, daß Börse und Tagespresse, diese beiden stärksten öffentlichen Kräfte unsrer Zeit, von den zweifelhaftesten Existenzen beherrscht werden. Diese beiden Gewalten, die sich gegenseitig unterstützen, sind fließend und wechselnd; sie gleiten beide leicht in die Hand des beweglichen Volks, das von jeher das Handelsgeschäft sowohl mit den materiellen als mit den immateriellen Gütern anderer Völker am besten verstanden hat.

Die Arbeit des Börsianers ist, besonders solange er die gesicherte Höhe noch nicht erreicht hat, zum guten Teil ein Spiel mit fremdem Gut, mit dem Lohn fremder Arbeit. Ihr am nächsten steht hierin die Tätigkeit des Großhändlers und weiter die des Großindustriellen. Dieser letzte ist ein Erzeugnis der Neuzeit, der Maschinenarbeit mit ihrer Massenproduktion, die weder für den Handarbeiter, noch für den Fabrikherrn den sittlichen Wert des Handwerks hat. Der Großindustrielle steht der schaffenden Arbeit, dem Menschen und der Ware zu fern, er hat zu dem Arbeiter kaum sittlich lebendigere Beziehungen als zu der Maschine, er arbeitet vorwiegend mit Zahlen und Preislisten, er handelt mit Werten, an deren Entstehn er einen nur sehr entfernten Anteil hat. Die Großindustrie entwickelt das Talent für Organisation, für Beherrschung komplizierter und großer Verhältnisse und Einrichtungen; aber indem sie nicht einzelne Menschen, sondern Massen zu Kunden, nicht Lehrlinge, sondern Arbeitseinheiten in ihrem Dienst hat, wird sie leicht gewaltthätig in der Organisation, hart gegenüber dem Arbeiter und herrisch gegenüber dem Kunden.

Ein Jahrhundert gewaltigen industriellen Aufschwungs hat natürlich seine Spuren in dem englischen Volkscharakter hinterlassen. Die anschwellende Waren-erzeugung speiste den steigenden kommerziellen Strom, und dieser machte die Londoner Börse zum Geldhändler für die ganze Welt. England ist heute im Besitz ungeheurer Reichtümer; aber wer die Engländer darum beneidet, sollte nicht vergessen, daß nach den Zeugnissen sehr glaubwürdiger Männer diese von dem Jahrhundert eines unwälzenden wirtschaftlichen Eifers hinterlassenen Spuren nicht nur in Reichtümern, sondern auch in einer Schädigung des englischen Volkscharakters bestehn.

Es giebt vielleicht Eigenschaften im englischen Charakter, die, weil sie von der Natur des Landes wo nicht herrühren, so doch verstärkt werden, bei dem Engländer besonders stark vortreten. Steffen sagt in dieser Beziehung: „Man kann der bleiernen Witterung nicht anders als mit Arbeit und mit Alkohol entgegen wirken, und man wird dabei zur einförmigen Arbeitsbiene oder zum einförmigen Trinker, oder gar zu beidem zugleich. Das Klima belebt nicht durch irgend welche starken Gegensätze oder durch fast unveränderliche Pracht oder Schönheit, wie in gewissen Mittelmeerländern, sondern es macht das Dasein einförmig halbdüster und das Gemüt phlegmatisch-hypochondrisch. Der Volkscharakter wird ruhig, ausdauernd, strebsam und im höchsten Grade praktisch, aber phantasielos; er wird körperlich thätig, doch seelisch träge; er wird materiell anspruchsvoll und fortschrittlich, jedoch geistig leicht zu befriedigen und konservativ.“ Gedenken wir der großen Namen in der englischen schönen und wissenschaftlichen Litteratur, so werden wir anerkennen, daß auf diesem Gebiete oder auf Teilen davon die höchsten Ansprüche befriedigt worden sind, auch wenn wir einen großen Teil dieser Namen als schottischer oder irischer ausschneiden. Im übrigen wird die Skizzierung von Steffens auch dem einleuchten, der den Engländer nur in der Fremde beobachten konnte. Man vergleiche ihn mit dem Südländer, den er als arm und faul verachtet, in seiner Lebensweise, die er ja überall hin mit zäher Andacht mit sich nimmt. Steife,

hölzerne Formen der obern Klassen, die von den untern sorgsam nachgeahmt und mit der Genauigkeit und Selbstzufriedenheit des Pedanten auch dort gewahrt werden, wo Natur und Verhältnisse gegen sie sind. Selbst im Tanz, im Spiel herrschen Überlegung, Zweckmäßigkeit, Ausdauer, Kraft, Besonnenheit, Selbstzufriedenheit — und fehlen Leidenschaft, Anmut, Freiheit, zwangloses Selbstvergessen, Genußfähigkeit, kurz, gerade das, was den wahren Frohsinn macht; der Italiener spielt wirklich und ganz, der Engländer arbeitet auch im Spiel. Dieser Gegensatz entspricht dem Gegensatz in der Natur der Länder. Er wird verstärkt durch die Verschiedenheit des wirtschaftlichen Volkslebens. Steffen ist der Meinung, daß sich der Typus des englischen Bürgers seit einem halben Jahrhundert durchaus geändert habe: der feiste John Bull von ehemals sei nur noch biblisch etwa in Witzblättern vorhanden, und an seine Stelle sei der trockne, „durch die Hezjagd des Welt Handels zu rastloser Rührigkeit geübte, aller freimütigen Schwelgerei und naiven Munterkeit entwöhnte Großkapitalist“ getreten. Er hat sich damit dem Typus seines Betters über dem Wasser genähert, er ist etwas Yankee geworden, mit dem er ja in dieser Hezjagd wetteifert.

Wir andern Kontinentalen werden in der Mehrzahl wohl bekennen müssen, daß uns der entschwundene John Bull mit all seiner Derbheit und seinem Portwein lieber war, als der heutige englische Typus. Wo das Geld die durchweg beherrschende Macht einer Gesellschaft oder eines Volks geworden ist, leidet auch der private Charakter unter dem ruhelosen Sagen nach Gewinn. Der jüdische Typus, der nordamerikanische Yankeetypus, der chinesische Typus haben sich unter diesem Einfluß gebildet und sind unserm Empfinden und Denken besonders gegensätzlich. Je weiter sich der uns in vielen vortrefflichen privaten und sozialen Eigenschaften sympathische und nahe stehende Typus der Engländer nach dieser kommerziellen Richtung hin entwickelt, um so stärker wird die schon jetzt weit verbreitete Abneigung der übrigen europäischen Völker hervortreten, eine Abneigung, die der englische Dünkel wahrscheinlich nicht auf den englischen Charakter, sondern auf den Neid der Nichtengländer zurückzuführen wird. Deutsches Gemüt, französischer Geist, südländischer Frohsinn werden sich nie mit der gemüthlosen, geistlosen und freudlosen Rechenmaschine befreunden, zu der der Sklave des Erfolgs und des Geldes mit der Zeit hinabsinkt. Was der Grieche Kalokagathie nannte, ist in dem Sittenkodex des heutigen England ein fehlender Begriff. Aber wenn die Beobachtung von Steffen auch richtig ist, daß die Gesellschaftsmoral der Engländer durch ihren großen industriell-kommerziellen Erfolg zur Kaufmannsmoral geworden ist, so liegt, wie ich glaube, in dem stetigen, konservativen, auf das Wirkliche gerichteten Charakter des Engländer die Gewähr dafür, daß sich die alten sittlichen Kräfte immer wieder werden zur Geltung bringen können, sobald der geschichtliche oder, zeitgemäß zu reden, der psychologische Moment dafür kommen wird. Und er wird kommen, wenn äußere Umwälzungen den maßlosen Dünkel werden gebrochen haben, der den heutigen Engländer aller Selbstkritik beraubt.

In dem Leben des englischen Volks spielen die Kolonien eine sehr große Rolle. Die Infellage und die Gewerbtätigkeit von Großbritannien haben früh den Anstoß zur kolonialen Ausdehnung gegeben. Aber bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein wurden die zu ungeheuerem Umfang angehäuften Kolonien durch ein systematisches Ausaugen verhindert, reich und für englische Waren in großem Maße aufnahmefähig zu werden. Der Freihandel trat dann an die Stelle, und die Kolonien begannen bald die englischen Fabrikate an sich zu ziehen, zu derselben Zeit, als der Handel und das Gewerbe Englands in allen fremden Staaten der Welt zur Herrschaft aufstiegen. Heute bedarf England großer Kolonien allein schon um Blutstocungen im eignen Volkskörper zu vermeiden. England ist eine große Fabrikstadt, deren Bewohner außerhalb der Stadtmauer ländlicher Dörfer bedürfen, wo nervöse Leiden, moralische Schwächen, zu dünnes oder zu dickes Blut in scharfer Arbeit und guter Luft Heilung finden können. England findet in seinen Kolonien nicht allein Gewinn an Geld, sondern einen unerschöpflichen Quell sittlicher Kraft, der durch die Arbeit englischer Volksgenossen in Fluß erhalten wird. Es findet dorthin der Abfluß des überschüssigen Kapitals in vielen Milliarden statt. Aber obwohl die frühere Art der Behandlung der Kolonien, die der Behandlung des Ackers durch den Bauern im Effekt gleich, grundsätzlich aufgegeben worden ist, kann man doch sehr deutlich die gewaltige Verschiedenheit wahrnehmen, die in der Stellung der Kolonien zum Mutterlande begründet ist. Nach den vor hundert Jahren mit Nordamerika gemachten Erfahrungen versucht man nicht mehr, Kolonien mit weißer Bevölkerung, wie Australien, Kanada, Kapland, mit Steuern und Zöllen zu schröpfen. Vom Standpunkte der Kultur und Humanität aus besteht ein sehr großer Unterschied zwischen diesen englischen Kolonien mit weißer, vorwiegend englischer Bevölkerung und den Kolonien mit einer unterworfenen farbigen Bevölkerung. Alle Vorwürfe, die gegen die Engländer als Koloniatoren erhoben werden, sind nur insoweit berechtigt, als sie aus den Erfahrungen in den Kolonien mit farbiger oder doch fremder weißer Bevölkerung geschöpft worden sind. In Amerika, in Australien haben die Engländer, soweit und wo sie unbewohnte Gebiete besiedelt haben, oder nach Verdrängung oder Ausrottung farbiger Eingeborner neue Staaten gegründet haben, mit unvergleichlichem praktischem Sinn und nachhaltigem Festhalten an ihrer nationalen Art die lebenskräftigsten Kolonien geschaffen; vielleicht hie und da zu überstürzt, zu sehr kaufmännisch nur den augenblicklichen Nutzen verfolgend, herrliche Waldungen vernichtend, reiche Wildstände ausrottend, fruchtbaren Boden in ungeheuern Latifundien abschließend und durch Raubbau entwertend — aber im ganzen gewaltige Werte schaffend, weite Gebiete der Kulturarbeit erschließend, Städte gründend, Staaten bildend, die bald die Kraft zu selbständigem politischem Leben fanden. Anders da, wo der Engländer als Herr einer farbigen wehrlosen Bevölkerung gegenüber steht, wie in Indien und neuerdings in Ägypten. Da wird das englische Element zu einer Art von Raste, die sich über die eingeborne Bevölkerung legt und alle Vermischung,

auch alle Annäherung mit ihr sorgsam vermeidet. Der Nutzen Englands, besonders der vielen in Indien ihr Glück suchenden Engländer, ist das Grundmotiv der indischen Verwaltung, und bei der Verfolgung dieses Nutzens sind die Engländer nirgend wählerisch in den Mitteln. Sie haben dort eine alte und hochentwickelte Industrie durch Zölle zu Gunsten englischer Fabriken zerstört; der Boden des Landes ist meist zu Staatseigentum erklärt, der Inder zu einem abhängigen und armen Pächter herabgedrückt worden. Der Inder wird von der Verwaltung, zu der er alle Befähigung hat, ausgeschlossen, die fetten Ämter werden den herbeiströmenden jüngern Söhnen Englands vorbehalten. \*)

In Ägypten wird das Land in englischem Sinne und auch Interesse trefflich organisiert, aber die eingebornen Fellachen sind das Arbeitsvieh geblieben, das sie unter den Türken waren. In einem Bericht der österreichisch-ungarischen Handelskammer in Alexandrien heißt es: „Die Regierungskassen füllen sich immer mehr mit Geld an, aber die Bevölkerung leidet und verzweifelt.“ Der englische Resident Sir Evelyn Baring selbst berichtete im Jahre 1890: „Die materielle Lage der steuerzahlenden ägyptischen Landbevölkerung hat sich nicht gebessert.“ \*\*) In Australien ist man oder war man doch vor wenig Jahren noch auf dem Standpunkt, den schwarzen Eingebornen nicht als Menschen gelten zu lassen, denn man schoß ihn nieder, ohne daß der Täter dafür bestraft oder auch nur verfolgt wurde. Durchweg zeigt es sich, daß der Engländer unfähig ist, die ihm in der Kultur fern stehenden oder in der Kultur tief stehenden fremden Völker zu verstehn, und daß er gar nicht die Absicht dazu hat. Der heillose Dünkel ist daran noch mehr schuld als der intellektuelle Mangel. Er will die Kluft, die den Engländer von dem Farbigen trennt, gar nicht ausfüllen; er will Herr sein und nur Herr, und der Hindu wie der Fellah sollen gehorchen; was sie übrigens sind oder thun, ist ihm trotz aller Missionsgesellschaften recht gleichgiltig. Man darf aber auch hinzufügen, daß sich ohne diese große Kluft der Rasse die 290 Millionen Inder schwerlich so leicht von 200 000 Herren leiten ließen, so viel diese zur Ruhe und Entwicklung des Landes auch beigetragen haben. Steffen sagt in dem genannten Buche: „Wenn die Engländer davon reden, das schon mit einer hohen uralten Zivilisation versehene Indien zu »zivilisieren«, so findet man, daß sie damit sagen wollen: es zu bürokratisieren und zu kommerzialisieren.“ Eine innerliche, humane Annäherung an so tief stehende Rassen wie afrikanische oder australische Neger mag jedem von alter und hoher Kultur durchtränkten Europäer schwer werden; aber der Hindu steht auf einer andern Stufe als der Neger. Er steht auf dem Boden uralter geistiger Kultur, er ist dem Engländer an Tiefe und Feinheit der Phantasie und des Geistes überlegen, und er ragt unter allen Rassen durch sein elementar sittliches Gemüt hervor, dessen Ausdruck der Buddhismus ist mit seinem Dogma des Mitleids, auf dem im letzten

\*) Dutt, England and India, 1785—1885.

\*\*) Nach Karl Gron, Ägypten und die ägyptische Frage. Leipzig, 1895.

Grunde alle, auch die christliche Moral ruht. Man kann sich, von dem morallosen Chinesen abgesehen, kaum einen größern nationalen Gegensatz denken, als den zwischen den Charaktertypen des Hindu und des Engländer. Und weil dem Inder die Kraft des Angelfachsen, diesem wiederum das Mitfühlen jenes fehlt, deshalb können ein paarmal hunderttausend Engländer 290 Millionen Inder wohl beherrschen, deshalb wird es beiden auch sehr schwer, einander zu verstehn. Der buddhistische Altruismus erwuchs in einem Volke der Denker und Träumer, in einem Lande des sorglosen Empfangens reicher Naturgaben: der englische Egoismus erwuchs auf dem harten Boden rastloser Arbeit in einem Volke, das niemals träumt und keine Anlage zu spekulativem Denken hat. Welches Verständnis könnte wohl ein Engländer für ein Volk haben, das Heilige verehrt wie Ramakrishna, der in philosophische Betrachtung versunken Goldstücke und Rehrichth durch seine Hände gleiten läßt und zu dem Ergebnisse gelangt: „Geld ist Rehrichth!“ Auch hat kein Engländer diesen 1886 gestorbenen Philosophen Indiens der Beachtung wert gefunden, sondern ein Deutscher.\*)

(Schluß folgt)



## Erinnerungen an den ungarischen Feldzug im Jahre 1849

Von dem Adjutanten des russischen Generals Grafen Rüdiger  
Herausgegeben von Adolf Heß, Speyer

(Schluß)

### 5. Kapitulation Görgeis



as Feld, auf dem sich der tragische und erhabne Vorgang abspielen sollte, hält ungefähr 5 Werst im Quadrat und ist am Horizont von riesigen Bergen umringt, an deren Fuß der Weg von Bilagos entlang führt. Die Truppen Görgeis zogen sich weit hin; sie kamen erst um ein Uhr nachmittags an, und um dieselbe Zeit erschien auch Graf Rüdiger. Anfänglich war von unsrer Seite nur Kavallerie kommandiert; die Infanterie sollte 20 Werst zurückbleiben; um aber Görgeis Armee zu zeigen, daß sie sich nicht dem Willen ihres Führers allein, sondern einer zahlreichen Armee unterwürfen und dem Zwang der Umstände nachgäben, befahl der Graf, auch die Infanterie in Eilmärschen heranzuführen, sodas zwei Divisionen Kavallerie und zwei Divisionen Infanterie in Schlachtordnung mit Artillerie im Bordertreffen aufgestellt wurden.

\*) Max Müller, Ramakrishna, his life and sayings.